

Rede anlässlich des Studientages Israel im Bayerischen Landtag, 19.3.13, von Martin Wagner, früherer ARD Korrespondent in Israel und heute Studioleiter Franken

Vielleicht fange ich mit dem an, was Sie heute nicht von mir erwarten dürfen – nämlich einen „konkreten Plan“. Aber da befinde ich mich in verdammt guter Gesellschaft. Morgen wird der amerikanische Präsident Barak Obama zum ersten Mal als Präsident Israel besuchen. Wird ja Zeit, könnte man sagen, schließlich hat Obama schon eine vierjährige Amtszeit hinter sich – und in diesen vier Jahren hat er zwar in Kairo eine viel beachtete Rede zur Lage im Nahen Osten gehalten – das war ganz am Anfang seiner Amtszeit, aber dann kam nichts mehr – und er, Obama, auch nicht nach Israel. Jetzt kommt er also endlich morgen, und was lässt er seinen stellvertretenden Sicherheitsberater noch vor dem Abflug ausrichten: Der Präsident hat „keinen konkreten Plan in der Tasche“, um den nahöstlichen Friedensprozess wieder in Gang zu setzen. Na, dann wird das ein entspannter Besuch – und von mir dürfen Sie nun wirklich nicht erwarten, dass ich Ihnen erzähle, wie sich Frieden im Nahen Osten herstellen lässt – immerhin gibt es momentan keinen Krieg, obwohl sich das – leider – jederzeit ändern kann.

Es macht ja auch meistens keine Schlagzeilen hierzulande, wenn Raketen aus dem Gazastreifen abgefeuert im Süden Israels landen – wenn's dann zu viel oder zu gefährlich wird, schlägt Israel zurück – und es besteht die Gefahr einer Eskalation.

Alltag in Israel – dazu gehört auch diese Gefahr. Nichtsdestotrotz kann man zumeist gefahrlos nach Israel reisen. Unsere 16jährige Tochter hat das erst im vergangenen Oktober getan, als sie mit der Schule nach Israel gefahren ist. Irritierend war es dann bei der Einreise, weil bei ihr im Pass steht, dass sie in Natanja geboren ist, also in Israel. Da wusste die Frau vom Zoll erst nicht so recht, was sie mit dem Mädchen anfangen, beziehungsweise wie sie sie einordnen soll. Julia musste Fragen beantworten, ob ihre Eltern Deutsche sind, was sie damals in Israel gemacht haben und so weiter, dann wurde ein bisschen telefoniert, vermutlich, um die Antworten zu überprüfen - und nach zwanzig Minuten durfte sie nach Israel, immerhin ihr Geburtsland, einreisen und hat bei unseren Freunden bei Tel Aviv gewohnt.

Da haben wir schon zwei – wie soll ich sagen – zwei israelische Besonderheiten: Sicherheit und noch einmal Sicherheit, inklusive sichtbarer und unsichtbarer Kontrollen, und die israelische Gastfreundschaft. Es war nämlich so, dass die Israel-Reise unserer Tochter beinahe geplatzt wäre. Dazu muss ich kurz ausholen:

Als die Schule unserer Tochter angeboten hat, dass ein Schüleraustausch mit Israel stattfinden soll, waren wir sofort begeistert – und Julia auch. Sie ist zwar in Israel geboren, hat aber dort nie länger gelebt, da kurz nach ihrer Geburt meine Zeit als Israel-Korrespondent zu Ende gegangen ist. Wir waren mit ihr mal im Urlaub dort, aber so ein Schüleraustausch – dachten wir – ist eine gute Gelegenheit, Israel ein bisschen näher kennenzulernen, schließlich ist es ihr Geburtsland. Das Problem tauchte auf, kurz bevor die israelischen Austausch-Schüler nach Deutschland geflogen sind. Da fiel der Schule auf, dass Julia gar nicht da war – sie verbrachte ein Auslandsschuljahr in Argentinien. Ohne Julia aber konnte auch kein Israeli in unsere Familie kommen – und somit sollte es keinen Austausch für Julia geben, keine Israel-Reise. Ein bisschen hin und her und dann sagte die Schule, wenn sie ihre Tochter irgendwo in Israel unterbringen, dann kann Julia am Austauschprogramm teilnehmen – sie wohnt dann halt nicht in einer Austauschfamilie. Und da sind Ilana und Yankele ins Spiel gekommen, unsere Freunde in Israel, die wir seit gut zwanzig Jahren kennen. Ich habe einfach angerufen und zu Ilana gesagt: Wir haben da ein Problem, kann Julia im Oktober für zehn Tage bei Euch wohnen und ihr bringt sie dann immer zum Treffpunkt mit ihrer Gruppe. Ilanas Antwort: Ja, gerne, machen wir. Ich habe dann aber vorsichtshalber noch gesagt: Ilana fühle Dich nicht überrumpelt, überlege, ob Euch das wirklich in den Kram passt und sage mir morgen Bescheid, ich rufe dann noch einmal an – Shalom.

Keine zwei Minuten später klingelt das Telefon: Yankele ist dran und sagt: Nein, so etwas, da gibt es nichts zu überlegen: Julia kann kommen, wann sie will, sie ist jederzeit willkommen, bekommt den Wohnungsschlüssel, ein Handy, Geld, was immer sie braucht, er wird sie fahren, wohin auch immer sie muss – damit das klar ist, wirklich, da gibt es nichts zu überlegen.

So sind sie, Ilana und Yankele, und ich bin geneigt zu sagen: So sind die Israelis - herzlich, direkt und wenn man sie zum Freund hat, immer – Tag und Nacht – hilfsbereit.

Sieben Jahre haben wir in Israel gelebt und als wir elf Jahre später wieder auf unser Lieblingslokal am Strand nördlich von Tel Aviv zugegangen sind, stand Shlomo an der Eingangstür und begrüßte uns, als seien wir nie weg gewesen – und ich bin sicher, das wäre morgen auch noch so.

Dieses Land hat etwas, das gar nicht so einfach zu beschreiben ist – man befindet sich nun einmal auf historischem Boden, wenn man durch die Altstadt von Jerusalem schlendert, man

befindet sich gleichzeitig im Zentrum des Nahostkonfliktes und man findet Freunde – so ist es jedenfalls uns gegangen, ich will das nicht verallgemeinern.

Es gibt auch Besucher, die nach einer Woche die Nase voll haben: Zu laut, zu hektisch, zu anstrengend. Israel ist kein einfaches Land, das würde ich nie behaupten, natürlich hat die Umgebung, in der man lebt, Auswirkungen auf die Menschen im Land – und die Vergangenheit, die vielen Kriege in den noch nicht einmal 70 Jahren staatlicher Existenz Israels, und auch der Holocaust – all‘ das lässt die Menschen in Israel nicht unbeeinflusst.

Aber bevor Sie jetzt denken, die Menschen sitzen traumatisiert am Strand von Tel Aviv oder auf der Altstadtmauer von Jerusalem, dann stürzen Sie sich einfach einmal in das Nachtleben von Tel Aviv und Sie werden sehen: dieses Stadt wirbt seit Jahrzehnten zu Recht mit dem Slogan „Die Stadt ohne Pause“, naja, jedenfalls selten und ziemlich kurz sind die Pausen. Im Grunde ist Tel Aviv eine pulsierende Mittelmeermetropole – Italien mit anderen Mittel, sage ich gern.

Und der Israeli – auch wenn man beim verallgemeinern vorsichtig bleiben soll – ist auch so ähnlich: Gerne laut, gerne direkt, gerne herzlich, aber auch von einem gewissen rauen Charme. Ein Diplomat ist der Israeli eher nicht, obwohl das israelische Außenministerium wie alle Staaten der Welt Botschaften unterhält und dort Diplomaten beschäftigt – im Alltag in Israel ist das eine eher selten anzutreffende Spezies. Ein Freund hat es einmal hübsch auf den folgenden Nenner gebracht: Woran erkennt man einen Israeli? Er ist der, der hinter Dir in eine Drehtür tritt und sie – ehe Du Dich versiehst - vor Dir verlässt.

Der Alltag, vor allem im Straßenverkehr, ist für den Israeli ganz einfach Nahkampf. Abstand halten – das ist etwas für Feiglinge. Und wer beide Hände am Lenkrad hat, der besitzt kein Handy, raucht keine Zigarette, gestikuliert beim Reden nicht und hat nicht den linken Arm bei Sonnenschein aus dem Fenster hängen, ganz zu zu schweigen vom Schalten, sollte es sich nicht um ein Automatikgetriebe handeln – zwei Hände sind definitiv zu wenig für einen Israeli. Damit kreativ umzugehen ist israelische Lebensart.

Bevor ich noch ein paar Worte zum Thema Chuzpe verliere, sollte ich nicht nur erwähnen, sondern betonen: Es gibt zurückhaltende, höfliche, wohlherzogene Israelis, aber, das liegt in der Natur der Sache, die fallen einfach nicht so auf. Den Alltag dominieren eben die anderen, mit Chuzpe, einer charmanten Dreistigkeit, die notwendig ist, um in der Drehtür den Vordermann zu überholen.

Schlange stehen zum Beispiel: Nur ein Deutscher oder auch Engländer kommt auf die Idee, zu fragen: Wo ist das Ende?, um sich hinten anzustellen. Der Israeli stellt die Frage anders, nämlich sich selbst – wo ist die Abkürzung? Und handelt.

Das dahinter stehende Konzept lautet: „Don't be a fryer“ – das brauchen Sie jetzt nicht im Wörterbuch nachschauen. Wenn, dann googeln Sie einfach „Don't be a fryer“ und dann lernen Sie es, nämlich ein Israeli zu sein und nicht ein „fryer“. Kurz und vereinfacht: der „Depp“, das ist der „Fryer“, der sich immer über den Tisch ziehen lässt, sich hinten anstellt, zu viel bezahlt und sich alles gefallen lässt. Solche Menschen braucht man auch, so ist das Leben nun mal, aber zu dieser Sorte Mensch will der Israeli partout nicht zählen.

Ein Beispiel: Wir wollen mit unserer Freundin Rebecca essen gehen, also wird im Lokal angerufen und ein Tisch bestellt. Rebecca nennt Tag, Uhrzeit und Zahl der Personen. Dann wird sie offensichtlich nach ihrem Namen und der Telefonnummer gefragt, was antwortet Rebecca: Sofia und nennt eine Telefonnummer, unter der wir sie jedenfalls noch nicht angerufen haben – dann legt sie auf und antwortet auf das Fragezeichen, das uns im Gesicht steht. „Falls uns etwas dazwischen kommt und wir nicht in das Lokal gehen können, müssen wir nicht einmal absagen.“

Ok, verstanden.

Sollten Sie jetzt gerade eine Israel-Reise planen, so haben Sie den Vorteil auch noch etwas über den jüdischen Glauben und religiöse Feste zu lernen. Pessach fällt nämlich häufig mit Ostern zusammen und Sie werden schon beim Frühstück im Hotel merken, dass etwas anders ist, wenn Sie nämlich kein Brot, keine Semmel bekommen: Sondern nur staubtrockene, bröselnde Fladen, die entfernt an Knäckebrötchen erinnern und im Wesentlichen nach nichts schmecken. Sollten Sie allerdings Magenprobleme haben, so lassen sich Mazzen als leicht verdauliche, magenschonende Kost einsetzen. Das ungesäuerte Brot, die Mazzen eben, erinnern an den Auszug der Israelis aus Ägypten, als keine Zeit mehr war, richtiges Brot zu backen.

Heute sieht das so aus, dass es entweder vor Beginn der Pessachfeiertage lange Schlangen vor den Bäckereien gibt, wo sich Israelis für die Feiertage mit Brot eindecken oder während der Feiertage vor den Geschäften der arabischen Bäcker, die sich an diese religiösen Vorschriften nicht halten müssen.

Die Pessachfeiertage beginnen mit dem Sederabend, einem fröhlichen Familienfest. Ohne jetzt auf alle Einzelheiten einzugehen, so lässt sich doch nach unseren Erfahrungen sagen,

dass es eher unordentlich und entspannt zugeht, obwohl "Seder" nichts anderes als "Ordnung" heißt. Aber das kann man ja kreativ interpretieren - und genau das tun Israelis gerne. Bei einem solchem Sederabend haben wir auch einen Fisch serviert bekommen, der nur noch sehr entfernt an Fisch erinnerte - den berühmt-berüchtigten "Gefüllte Fisch". Das ist durch den Fleischwolf gedrehter Karpfen, eine gräuliche Masse, die nach, hm, egal nach was schmeckt. Da hilft es nur noch gute Miene zu machen - aber sagen wir mal so, auch eine Schweinshaxe ist nicht jedermanns Geschmack.

Unser Lieblingsfeiertag - wenn man so sagen darf - war in Israel Yom Kippur. An diesem Tag werden die Sünden der Menschen gesühnt, es ist der höchste jüdische Feiertag - und er erinnert zudem an einen Krieg, den Yom Kippur Krieg von 1973, als Israel von Ägypten und Syrien angegriffen wurde und anfänglich am Rande einer Niederlage stand. Der Feiertag beginnt wie alle jüdischen Feiertage am Vorabend - wie eben der Shabbat am Freitag Abend - und im Grunde genommen kommt Israel an Yom Kippur für 24 Stunden zu Stillstand. Der öffentliche wie der private Verkehr kommt zum Erliegen, Geschäfte, Restaurants, Behörden - alles geschlossen -, das hektische, kleine Land verordnet sich ein Ruhepause. Fromme Juden beten und fasten, manche verbringen den ganzen Tag in der Synagoge. Und der Rest des Landes entspannt, fährt Fahrrad auf der Autobahn, geht am Strand spazieren. Heute ist natürlich vieles anders, aber vor zwanzig Jahren verstummen auch noch Radio und Fernsehen. Umso größer war der Schock als 1973 am höchsten jüdischen Feiertag mobilisiert werden musste, weil Ägypten und Syrien angegriffen haben. Der einzige Vorteil: es war leichter, die Reservisten zu erreichen, weil an diesem Tag fast jeder zu Hause ist und es war leichter für die mobilisierten Reservisten ihre Stützpunkte zu erreichen, weil die Straßen frei waren.

Insofern ist Yom Kippur nicht nur der höchste jüdische Feiertag, sondern immer auch die Erinnerung an einen Krieg mit vielen Toten.

Yom Kippur liegt wie das jüdische Neujahrsfest, Rosh Hashana, am Anfang des Herbstes, also nach einem langen, heißen Sommer - wenn nach ebenso langen Schulferien der Alltag wieder beginnt. Aber nicht wirklich, denn wenn man um diese Jahreszeit einen Handwerker braucht oder sonst etwas erledigt haben will, lautet die Antwort immer: Nach den Feiertagen - acherei hagim.

Und dann wartet man und wartet.

Mit unseren Handwerkergeschichten will ich Sie jetzt nicht langweilen, nur eine ganz kleine, weil sie ebenso schön wie typisch ist: Abfluss verstopft, Selbsthilfe hilft nicht, Sie rufen einen Experten - übrigens sind alle Israelis Experten, wofür, lässt sich nicht immer genau sagen - der kommt, schaut sich die Beschörung an und fragt SIE dann, ob Sie mal einen Schraubenzieher hätten - und Sie hatten sich schon gewundert, warum der Mann ohne Werkzeugkasten ins Haus gekommen ist.

Bevor Sie jetzt meinen, das Leben in Israel sei der reinste Spaß, will ich noch zwei Themen ansprechen: Deutsche und Israelis, Palästinenser und Israelis.

Fangen wir mit uns an, mit den Deutschen. Es ist jetzt fast 25 Jahre her, dass wir - meine Familie und ich - nach Israel gezogen sind. Damals wurden wir schon das eine oder andere Mal gefragt: Kann man denn als Deutscher in Israel leben? Meine Antwort damals wie heute aus vollster Überzeugung und nach sieben Jahren leben in Israel und mit Israelis: JA - wenn man um die Geschichte weiß und sich der damit verbundenen Verantwortung stellt. Ich gebe zu, es ist ein - wie soll ich sagen - seltsames und beklemmendes Gefühl am Holocaust-Gedenktag in Israel zu sein, wenn die Sirenen erklingen. Für zwei Minuten alle innehalten, bei der Arbeit, auf den Straßen mit gesenkten Köpfen neben ihren Autos stehen.

In die Köpfe der Israelis kann niemand hineinsehen, aber man kann spüren, dass der Holocaust in die Gegenwart hineinreicht.

Zum Verständnis Israels ist das ganz wichtig und deshalb ist das auch ein Besuch in der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vaschem in Jerusalem. Das ist alles andere als ein touristischer Höhepunkt, das ist eine für uns Deutsche schmerzhafteste Reise in die Vergangenheit, die an die Verbrechen unserer Vorfahren erinnert. Und das im Land, das die Nachfahren der Opfer bewohnen, ja, aufgebaut haben, weil sie woanders entweder nicht willkommen waren oder umgebracht wurden und fliehen mussten, solange sie das noch tun konnten. Sechs Millionen Juden hatten diese Chance nicht mehr, an sie wird in Yad Vaschem erinnert.

Was das für sie aktuelle Politik bedeutet, will ich jetzt nicht diskutieren, nur so viel: Diese Vergangenheit ist nicht vergangen, bloß weil sie vorbei ist.

Und wenn wir jetzt schon bei der aktuellen Politik sind, wenden wir uns gleich den Palästinensern zu.

Auch dieses Kapitel der Geschichte ist nicht wirklich schön.

Fangen wir mal mit dem Alltag an - es ist keineswegs so, dass die Frage, was aus den Palästinensern wird, die Israelis in ihrer Mehrheit ständig beschäftigt. Das war in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts anders, damals war der Friedensprozess, der Versuch, die Ansprüche zweier Völker auf ein kleines Stück Land zwischen Mittelmeer und Jordan, zu versöhnen, - damals war das ein Thema, das ganz viele Menschen bewegt hat - es sah ja auch eine Zeitlang, trotz einer Vielzahl schrecklicher Terroranschläge durchaus so aus, als könne dies gelingen. Die USA unter Präsident Clinton waren damals intensiv involviert. Warum daraus nichts geworden ist, ist in vielen Büchern kontrovers diskutiert worden. Wenn man alles zusammen fasst, lässt sich mit einer gewissen Sicherheit sagen, dass keiner unschuldig am Scheitern dieses Vorhaben war und keiner alleine schuld.

Und natürlich haben Terroranschläge, nicht zuletzt die Ermordung des israelischen Premierministers Yitzhak Rabin 1995 durch einen jüdischen Extremisten den Lauf der Geschichte beeinflusst. Palästinensischer Terror wiederum hat Israel veranlasst, durch den Bau einer Mauer die Palästinenser zu isolieren. Eine Lösung ist auch das nicht, aber es muss durchaus zugegeben werden, dass es dadurch gelungen ist, die Zahl der Terroranschläge dramatisch zu reduzieren.

Vor vielen Jahren sagte mir ein Israeli, als wir über die Vision gesprochen haben, dass Schaf und Wolf eines fernen Tages friedlich nebeneinander leben: Dann bin ich aber lieber der Wolf - sicher ist sicher.

Die Menschen, da bin ich mir seit Jahren sicher, Israelis wie Palästinenser wollen Frieden, wollen wie Sie und ich ganz banal in Ruhe und Frieden leben. Sie haben bis heute nicht die politische Führung, die ihnen diesen Wunsch erfüllt. Das ist schade, weil beide, Israelis wie Palästinenser, Frieden verdient haben, nein, weil das ein Menschenrecht ist, das man sich gar nicht erst verdienen muss.

Ein „konkreter Plan“ wäre jedenfalls hilfreich.